wiederum eine herzliche Einladung an alle Freunde einer fortschrittlichen, allseitigen und vernunftgemässen Erziehung, vor allem aber an die Mitglieder des Lehrerbundes, zum Besuche des 41sten deutschamerikanischen Lehrertages in Toledo vom 30sten Juni bis 3ten Juli. Jede Lehrkraft dieses Landes sollte es als Ehrenpflicht betrachten, durch Kommen und tatkräftiges Mitarbeiten Zeugnis abzulegen, dass Ziele und Bestrebungen des Bundes ihre eigene Sache sind. Vieles ist im Laufe der Zeit angebahnt, manches ist erreicht worden; aber weit mehr noch vermag zu geschehen. Gilt es doch, das germanische Erbteil zu wahren und die höchsten Schätze des Geistes und des Gemütes hegend und pflegend der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Der Gedankenaustausch mit Kollegen und Freunden, sowie das Zusammentreffen mit Gleichgesinnten kann nicht verfehlen, befruchtend auf das eigene Sollen und Wollen einzuwirken.

Eine entsprechende Reihe von Vorträgen und Referaten ist bereits gesichert und wichtigen Berichten wird weiter Raum gegeben werden. Stehe keiner zurück in der Kundgebung seiner Ansichten und Erfahrungen.

Toledo als Konventionsstadt kann manche Vorzüge beanspruchen; es ist ausserordentlich günstig gelegen und bequem erreichbar. Ferner bietet sich die Möglichkeit, von dort aus weitere Erholungsreisen zu unternehmen. Für die Unterkunft und Unterhaltung der Gäste wird auf das Beste gesorgt sein.

Der Vollzugsausschuss des Bundesvorstandes:

Dr. H. H. Fick, Cincinnati, Präsident.
Carl Herzog, New York, 1. Vize-Präsident.
Ed. Spanhoofd, Concord, N. H., 2. Vize-Präsident.
Emil Kramer, Cincinnati, 1. Schriftführer.
Bertha Raab, Buffalo, 2. Schriftführer.
Karl Engelmann, Milwaukee, Schatzmeister.

Friedrich Hebbel.*

Zum 100. Geburtstag des Dichters, dem 18. März. Von Karl Strecker.

Der Knospe, die durch Felsgestein bricht, gleicht dieser Dichter in seiner Jugend. Dem vielästigen Baum, der Früchte und Schatten spendet, mit seinen Wurzeln fest im Erdreich ruht, aber mit seiner Krone, den Spitzen seiner feinsten Zweige, seinen höchsten Gedanken unausgesetzt in die rätselhaften Weiten des Weltalls hinausblickt, hinausträumt, gleicht er als Mann.

---

* Aus der Unterhaltungsbeilage der Wochenausgabe der „Täglichen Rundschau" vom 27. März.

Wir staunen über die organische Kraft dieser Knospe, ihr Aufwärtsdrängen aus hartem Gestein, ihr Wachsen, Aufbrechen, Sichentfalten, ihre beispiellosse Entwicklung. Denn so hart wie Hebbel hat es kein einziger Dichter in seiner Jugend gehabt. Andere sind auch nicht immer weich gebettet gewesen, haben vielleicht hungern müssen, aber der unbefriedigte Hunger nach Licht, nach Bildung hat keinem so heftig im Innern genagt wie Hebbel. Tagelöhner sollte er werden, wie sein Vater, frühzeitig Leib und Geist abstumpfen in schwerer Handarbeit. Aber als Unwissender wusste er von seinem Gott, wie die Knospe im Dunkel vom Licht weiss. Erst später war er so weit gereift, dass er diesen nicht wankenden Glauben an seine Bestimmung, an seinen Gott in Worten fassen konnte: „Denn den macht er nicht zum Spott, der sich selbst vollenden will."

Im strohgedeckten Häuschen des Maurers Klaus Friedrich Hebbel, in einer niedrigen Stube mit fichtenem Gerät — im jetzigen „Hebbelmuseum" zu Wesselburen sind ein Modell des Häuschens und mehrere der ärmlichen Möbel zu sehen — schlug am 18. März 1813 ein zarter Knabe seine grossen blauen Augen auf und erblickte zum erstenmal das Licht einer engen kleinen Welt, die er sich durch eigene Kraft im Lauf des Seins erweiterte „bis an des Äthers bleichste Sterne". Es ist bekannt, dass der Vater, mit eisernen Fesseln an Dürftigkeit gebunden und trotz aller Anstrengung ausserstande, auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen, innerlich verhärtet und verknöchert, obwohl im Grunde treu und wohlmeinend, seinen ersten Sohn Christian Friedrich für einen Taugenichts ansah, der nicht einmal als Handlanger auf dem Baugerüst zu gebrauchen war, da er mehr Kalk auf seine Kleider als an die Mauern spritzte. Aber früh wusste dieser Knabe auch, dass, wer sich im Leben behaupten will, zäh und hart kämpfen und allezeit gerüstet sein muss. Eine bisher unbekannte Aufzeichnung des Dichters bringen die kürzlich hier angezeigten „Neuen Hebbeldokumente" (Berlin 1913). Es heisst da: „Ich ahnte, was die Sturmfluten und Deichbrüche, von denen im Herbst so oft gesprochen wurde, eigentlich bedeuteten, weil das Ländchen, als dem Meer abgewonnen, ihnen ausgesetzt war, und schauderte, wenn mein Vater in stürmischen Nächten, durch den Nachtwächter herausgeklopft, mit einem Sack um den Leib und einem Spaten unterm Arm an den Strand eilte, um im Augenblick der Gefahr nach seiner Bürgerpflicht bei der Hand zu sein."

Das war die Mitgift fürs Leben — und leider die einzige — die ihm die Heimat gab: diesen zähen Willen zum Erkämpfen und Behaupten selbst des kärgsten Landstreifens vor den drohenden Wogen des Schicksals, dies Immer-auf-dem-Posten-sein an gefährdetem Damm. Denn dort in der Marsch, zwischen Meer und Haff, wohnt in flachem Land unter grauem Wolkenhimmel, gewöhnt an Nebel und Regen, bekannt mit dem steten Dräuen einer dumpftosenden Flut, ein kerniges, selbstbewusstes, widerstandsfähiges Geschlecht. Seine Welt liegt, nach Klaus Groths Wort,

rund herum ausgebreitet wie ein Tisch, bis wo sie den Himmel berührt, und sein Himmel steigt tiefer herab als in den Bergen, er ist so gross, wie der Himmel ihn tragen kann. Im Kampf mit Wogen und Menschen hat sich dies Friesenvolk zu höchster Charakterstärke entwickelt. Ernst, schweigsam und trutzig werden hier die Männer; aus dem gleichmässigen Raunen der Wogen, dem Brausen des Windes tönt ihnen immerfort die eindringliche Mahnung ins Ohr: „Sei du!"

Mit diesem kategorischen Imperativ der Selbstbestimmung, des Sichdurchkämpfens, mit dem zähen Dammtrotz des Sichbehauptens wächst hier der Blick für alle Fernwirkungen. Des Friesen Auge ist weitsichtig. Ihm geht „die Sonne auf, weit, weit weg, wo die Welt ihren Anfang nimmt", ihm geht die Sonne unter im blanken Haff mit meilenlanger Purpurschleppe. Wie einen grossen Ball sieht er sie kommen und je nach dem Wechsel der Jahreszeiten von einem anderen der Höfe her, die aus dem endlosen Flachland hervorragen. Die schrägen Strahlen der auf- und untergehenden Sonne vergrössern den einsamen Pflüger, den Wagen auf der Landstrasse, das weidende Vieh; sie glühen purpurn an fernen Segeln auf und vergolden die tropfenden Ruder. Wer je um die Stunde des Herbstabends auf der Marsch die Gestalt eines einsam ragenden Hirten gesehen hat, wie die aufsteigenden Nebel sie umhüllen und vergrössern, zu gespenstischem Umfang seine Umrisslinien erweitern und verwischen, der wundert sich nicht, wie so einsame Riesengestalten gleich dem Holofernes, gleich dem Helden der Nibelungensage vor Hebbels Dichterblick aus dem Boden steigen konnten . . .

Indessen hemmten die Not des Vaterhauses, die harte Arbeit, die Abneigung seines Vaters gegen alles was nicht Brot ins Haus brachte, die Keime dieses Dichtertalentes so stark, dass, wie Hebbel selber berichtete, bis in sein vierzehntes Lebensjahr er keine Ahnung gehabt hat, er könne für die Poesie bestimmt sein. Deutlich erinnert er sich der Schule, in der er zum erstenmal die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung ahnte: „Ich musste meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuch den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloss. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhardt, worin der schöne Vers: „Die goldnen Sternlein prangen am blauen Himmelsaal" vorkommt. Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers ergriff mich gewaltig, ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiss zehnmal. Damals stand der Naturgeist mit der Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf."

So zart und keusch wie die Poesie erwachte in dieser Dichterseele auch die erste Liebe. Sie machte sehr zeitig bei dem frühreifen Knaben ihren Einschlag und webte bunte Farben in sein Empfindungsleben, das immer scheu und schüchtern sich vor der Aussenwelt verschloss. Schon

in der „Klippschule" fiel sein erster zärtlicher Blick auf ein schlankes blasses Mädchen, Emilie, die Tochter des Kirchspielschreibers, die ihm gerade gegenüber sass. Aus seinen Bekenntnissen „Meine Kindheit" erfahren wir, dass er tatsächlich in so jungen Jahren schon den ganzen heiligen Frühduft der ersten Liebe eingeatmet hat. Aber niemand durfte ahnen, was in ihm vorging, Emilie am wenigsten; er floh sie ängstlich, um sich nur ja nicht zu verraten. „Der Sterne der begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht", so schien auch diesem keuschen nordischen Knabengemüt das liebliche Mädchen „eine Sternenkrone zu tragen und in Himmelblau und Morgengold gekleidet" zu sein.

Denn Kirche und Gottesdienst, die Gestalten des chrichtlichen Glaubens, beschäftigten mit ihrem feierlichen Glanz um diese Zeit sehr stark die Phantasie des Knaben, sein Gedicht „Bubensonntag" öffnet ein buntes Fenster und lässt uns hineinschauen in den geheimnisvollen, orgeldurchklungenen Raum kindlicher Andacht. Bei so reichem Innenleben, das sich scheu in sich zurückzog, bewies der junge Dichter frühzeitig eine höchst merkwürdige Empfindlichkeit gegen alle Eindrücke; beim Lesen der Schulbücher empfand er — wie er selber berichtet — einen tiefen Abscheu gegen manche Worte, wie Rippe und Knochen — und kratzte sie aus; aber bei Worten wie Rose, Lilie und Tulpe empfand er ein unerklärliches Wohlgefühl.

So kann man es verstehen, wie seine junge Phantasie die früh, allzu früh Geliebte in „Himmelblau und Morgengold" kleidete, so auch: wie ihn der Gerhardtsche Vers „die goldenen Sternlein prangen am blauen Himmelssaal" entzückten, und hier finden wir endlich den Schlüssel für die merkwürdige Erscheinung, dass kein Dichter so stark auf den jungen Dichter eingewirkt hat, wie Uhland. Wir haben hier bei anderer Gelegenheit schon nachgewiesen, wie nah sich Gerhardt und Uhland nicht nur im schlichten Tonfall ihrer Verse stehen. Beide liebten den metrischen Rhythmus des germanischen Versbaus, in dem Hebung und Senkung gleichmässig miteinander abwechseln, nur durch die Zäsur getrennt, beide schildern gern ein Grosses — schmucklos aber doch anschaulich unter Verwendung der natürlich-einfachsten Farben: „Der blaue Himmelssaal", „Das blaue Meer", „Die goldnen Sternlein prangen", das Schloss „glänzt weit über die Lande". Beiden war der weite Ausblick, die grosse Perspektive eigen, das Schauen zu den Sternen, oder der Rückblick in alte Zeiten, vom hohen Schloss weithin über Meer und Land. Das war Anschaulichkeit, war Grösse! Das weitete dem jungen Dichteradler im Nest die Flügel.

Und das ist das Erstaunliche in des jungen Hebbels Entwicklung aus trostloser Enge des Gesichtskreises, dass er das wenige Grosse, das sich diesem Gesichtskreise näherte, sofort wie ein Magnet anzog, festhielt und nicht wieder losliess, als bis er es ganz und gar für sich und seine Ent-

wicklung verarbeitet hatte. In ganz Wesselburen gab es damals nur ein einziges Exemplar des „Faust“, von Shakespeare lernte der junge Kirchspielschreiber nur den „Julius Cäsar“ kennen, einiges von Klopstock, Wieland, Lessing, Schiller, Kleist, E. T. A. Hoffmann, Bürger und Heine. Aber noch bevor er diese Auswahl in die Hand bekam, entstanden seine ersten Gedichte. Wir kennen ihrer ungefähr 25, in denen nur der Einfluss Schillers neben dem der kirchlichen und der Wochenblatt-Poesie zu spüren ist; von da ab, von dem Gedicht „Romanze“ herrscht auffällig der Einfluss Uhlands vor, daneben Bürger, in einzelnen Epigrammen Lessing. Aber nicht alles ist Nachbildung, nicht alles erlernt. Das unterscheidet eben das Genie vom Talent, dass aus ungeahnten Tiefen seines Wesens plötzlich Blitze heraufzucken, die aus einer anderen Welt zu kommen scheinen. Was wollen alle Vorbilder bedeuten gegen Meistergedichte des jungen Hebbel wie „Die Jungfrau“, „Das Kind“? Sie brechen plötzlich aus dunklen Grunde hervor, wie Krokus und Primeln aus der kahlen Märzerde. Woher kommt dem Zweiundzwanzigjährigen in Hamburg, als er noch mit den ersten Anfängen des Lateinischen sich abmüht, die ganz erstaunliche kritische Grösse in dem Vortrag „Über Theodor Körner und Heinrich von Kleist“, mit dem er den Anschauungen nicht nur des „Wissenschaftlichen Vereins“ in Hamburg, sondern beinahe der ganzen damaligen Welt vor den Kopf stösst. Es gibt keine andere Erklärung dafür als die heimlichen Erkennungszeichen, die das Genie Hebbel für das Genie Kleist hat.

Aber wenn Hebbel damals, in seiner ersten Hamburger Zeit, auch schon wusste, wer er war — der Anfangssatz seines „Tagebuchs“ stellt das ausser Zweifel — so hat er sich nur um so eifriger bemüht, seine Kräfte zu üben, zu vervollkommnen. Noch lange bemerken wir die fremden Einflüsse, wie man am Meer in der Färbung des Wassers das Einfliessen von Bächen und Flüssen eine Weile verfolgen kann. In Heidelberg erst gewinnt Goethes Lyrik läuternde Macht über Hebbels Dichten, wir erkennen es sogleich an der hohen Vollendung der von nun ab entstehenden Gedichte; da sind nicht mehr wie in der Frühzeit an einzelnen Wendungen Lesefrüchte zu erkennen — er beherrscht ganz das grosse Instrument der Sprache. Und obwohl es diesen geborenen Dramatiker immer wieder zur szenischen Handlung treibt, übt er doch eine so strenge Selbstzucht, dass er sich im wesentlichen auf Lyrik und Epik beschränkt.

Denn seine Zeit war noch nicht gekommen. Die grosse Unruhe vor der entscheidenden Tat machen die Lehrjahre zu Wanderjahren. Er geht nach München, seiner schlimmsten Passionszeit, wo er sich drei Jahre durchgehungert hat, wo ihm der Tod seine Liebsten auf Erden entriss: die Mutter und den einzigen wirklichen Jugendfreund Emil Rousseau. Und schliesslich war es buchstäblich die Furcht vor dem Hungertode, die ihn jenen denkwürdigen Fussmarsch von München nach Hamburg in

bitterer Kälte mit zerrissenen Stiefeln und leerem Magen, sein krankes Hündchen auf dem Arm, antreten liess. Und doch — er wusste es selber kaum, aber gewiss ahnte er es — welchen inneren Reichtum diese schweren Jahre ihm gebracht hatten.

Aus den grossen dramatischen Plänen, mit denen er sich während der drei Münchener Jahre getragen, ragen Napoleon Alexander der Grosse und die Jungfrau von Orleans hervor. Während diese drei nach Gestaltung verlangten, erhielt er in der Pinakothek vor einem Bilde des Giulio Romano (Judith mit dem Kopf des Holofernes auf einer Schüssel) einen starken bleibenden Eindruck, gleichzeitig wies ihn Gutzkows „Saul" (1839) auf die alttestamentliche Welt hin. So hatten sich die Stoffe gehäuft, die zur chemischen Verbindung nur des Funkens bedurften, die Flamme, die unter Entwicklung von Blitz und starker Wärme ein Neues entstehen lässt. Dieser Geniefunke „Es werde!" sprang in Hamburg plötzlich auf. Die „Judith" entstand, in ihrer Plötzlichkeit, ihrer Grösse freilich überraschend für den, der nicht die stille Besonnenheit Hebbels, das In-sich-Zusammenkauern zum entscheidenden Sprung, die heimliche Sammlung aller Kräfte während der letzten Jahre beobachtet hat.

Mit der „Judith" sprang der junge Leu dann sogleich über alle seine Mitstreiter in den olympischen Spielen, Gutzkow, Laube usw., hinweg. Nun murrt aber, nach Zarathustras Wort, sogar die Stufe, wenn man über sie hinwegspringt, und verzeiht es nicht, wieviel weniger ein Mitstreiter. Weder Laube noch Gutzkow haben ihm diesen ersten Sprung verziehen.

Mit der „Judith" ist der neue Hebbel da, der Wegweiser zu einem verjüngten Drama, der Befreier von der drückenden Last des Epigonentums. Die ragende Frauengestalt der Bibel wurde ihm zu einer „Jungfrau" — nicht „von Orleans", wohin ein anderer Dichterplan ihn verleiten wollte, sondern — der modernen Menschheit, eine Befreierin mit dem Schwerte um — die Macht des Schwertes zu brechen, die Herrschaft des rohen Gewaltmenschentums gegenüber den Forderungen einer reinen und hohen Seele. Jenes Gewaltmenschentum aber hatte sich ihm aus Alexander und Napoleon zum Holofernes verdichtet.

Wir schauen uns an dieser Stelle um, bevor wir weitergehen. Wir haben Hebbel begleitet, bis er sozusagen den Kamm seines Aufstiegs erreicht hat. Das war notwendig, um ihn ganz zu verstehen. Von nun an — auf dem Höhenzug seines Seins — werden wir weniger auf sein Leben als auf das Werk blicken, das uns in seinen „Werken" erhalten ist. Denn wenn sein Lebensweg fortan auch noch durchaus nicht geebnet ist — die Rückkehr von Italien war eine verkörperte Trostlosigkeit auf dem Marsche — so ist es doch sein Ruhm, der ihm als ein gar gewichtiger Begleiter fortan die Steine aus dem Wege räumt, sein Ruhm führt den armen einsamen Wanderer, als er mit leerer Tasche und leerer Hoffnung in Wien einzieht, er führt ihn zu der Künstlerin Christine Enghaus, die ihn schon

im stillen bewundert, und mit der er nun den glücklichen Bund fürs Leben schliesst.

Denn als Hebbel 1845 in Wien einzog, war er nicht nur als Dichter der „Judith", er war auch als Schöpfer von „Maria Magdalena" schon bekannt. Wir wollen hier schon als das eigentliche Ziel in Hebbels ganzem Schaffen festzustellen suchen: dem Menschlichen und der gesunden Vernunft zum Siege zu verhelfen nach oben wie nach unten. Nach oben hatte er es in der „Judith" vollbracht, er hatte das Übermenschentum und die rohe Gewalt zerbrechen lassen an der Kühnheit einer starken menschlichen Seele. Zugleich aber hatte er in dieser Seele die zwiespältige Tragödie entschleiert. Sie war zu schwach, das starre Gottesgebot würdig zu erfüllen; denn sie musste lieben, was sie vernichten sollte,...... sie war nicht stark genug, das Bild ihrer Tat, nachdem es getan war, zu ertragen.

In „Maria Magdalena" zeigt er die andere Schranke der freien reinmenschlichen Entwicklung auf, die einschnürende Enge eines kleinbürgerlichen Maulwurflebens, wie er es selbst im Wesselburener Vaterhause und in der Münchener Tischlerfamilie gekostet hatte. Dort verurteilt er das Übermenschentum, hier das Untermenschentum. Es ist unbestreitbar, dass Hebbel dem Drama hiermit neue Wege gewiesen hat—Ludwigs „Erbförster", zehn Jahre später entstanden, ist eine Frucht des Meisters Anton — vor allem dadurch, dass er nicht mehr in dem Zusammenstoss zweier Klassen, sondern in der Beschränktheit der engen Verhältnisse selber den tragischen Kern sucht.

Dem Reinmenschlichen, Ewigweiblichen, oder wie man zu Schillers Zeiten sagen würde, dem Flügelschlag einer edlen Frauenseele Raum zu schaffen, ist auch das Leitmotiv seiner beiden bedeutendsten Dichtungen „Herodes und Marianne" und „Gyges und sein Ring". In beiden Fällen — und doch wie verschieden voneinander! — ist es das Misstrauen, die Selbstsucht oder die Eitelkeit des Mannes, die das Weib und seine hohe Bestimmung verkennen. Durch diese gewaltigen Dichtungen hat sich Hebbel an die Spitze einer hohen Frauenbewegung (einer höheren, als man mit diesem Ausdruck sonst verbindet) gestellt, er hat damit mehr getan als — sein Verhalten gegenüber der treuen Elise Lensing zu sühnen. Hebbel ist hierin ganz der Bahnbrecher einer neuen Weltanschauung, der Dichter des neuen Dramas.

Hatte Hebbel als Mensch den Widerspruch zwischen dem Willen des einzelnen und der grossen, gesunden Weltordnung empfunden, teilweise umgewandelt in den des Individuums gegen die Gesellschaft, so sah er es als seine Aufgabe an, diesen Widerspruch dramatisch zu gestalten. Dass aber der Einzelmensch sich dem Wohl des Ganzen opfern muss, wenn es not tut, erweist er in „Agnes Bernauer", dass er sich durch Selbstbestimmung in edler Weise opfern *kann,* in „Julia".

Man hat in neuerer Zeit aufgedeckt, dass Ibsen im Grunde ein Schüler Hebbels ist. Zahlreich und unwiderleglich sind die Beweise dafür. Und der zuletzt auf den Plan getretene Hebbelforscher O. Walzel trifft vollkommen das Rechte, wenn er diese Vergleiche übersichtlich kurz zusammenfasst in die Worte:

„Hebbel nahm wesentliche Züge seines Dramas vorweg, das nach ihm Ibsen, besonders in den Werken seiner späteren Zeit, zu schaffen versuchte. Auch Ibsen ist Gesellschaftskritiker auf der Bühne. Wie Hebbel richtete er seine Blicke auf das Werden und auf das künftige Ziel der Menschheit. Das Evangelium des kommenden dritten Reiches erwog er früh und liess es auch in seinen letzten Tragödien anklingen. Allerdings gestattete ihm sein skeptisch prüfender Scharfblick nicht, es ungebrochen zu verkünden. Er begnügte sich, die Gefahren aufzuzeigen, die einer vorschnellen Verwirklichung der künftigen Sittlichkeit innewohnen. Um so näher kamen seine Menschen dem Schicksal von Hebbels Kandaules. Doch die strenge Selbstkritik, die *Ibsen* hinderte, rückhaltloser für eine neue Sittlichkeit einzutreten, *nahm ihm auch die frohe Zuversicht, in Dichtungen grossen Stils/die Konflikte zu verlebendigen,* die dem Gegensatz der beharrenden Gesellschaft und des vorwärtsdrängenden Individuums entspringen. Einst hatte er in grossem Stil gedichtet, dann gab er dem Zug der Zeit nach, der zu enger gebundener Wirklichkeitsdichtung hindrängte. In seinen eigentlichen Gesellschaftsdramen tat sich die Zaghaftigkeit der Phantasie kund, die dem materialistischen Zeitalter eigen war. Wie sehr Ibsen zuletzt bereute, von Werken hohen Stils zu Porträtbüsten weitergegangen zu sein, verrät sein dramatischer Epilog „Wenn wir Toten erwachen".

Das beleuchtet in der Tat sehr klar Hebbels Bedeutung als Schöpfer des neuen Dramas. Wenn heute, wo das Pamphlet so herrlich gedeiht, nicht nur Richard Wagner, sondern auch sein dramatischer Widerpart Friedrich Hebbel von selbstgefälligen Gernegrössen seiner Bedeutung zu entkleiden versucht wird, so braucht uns das wenig zu kümmern. Auch literaturgeschichtliche Lügen haben kurze Beine. Denn das Bleibende sind ja die Werke der Grossen, die sie geschaffen haben; an ihnen, die so wenig zerstückelt und zerfasert werden können, wie Granitblöcke, mag sich noch mancher Schnabel wundpicken.

Die Mehrheit der Deutschen aber blickt an diesem Gedenktage voll ehrfürchtiger Bewunderung zu Friedrich Hebbel empor und ist dankbar für den harten Lebenskampf, den er ja nur so zäh und unter unsäglichen Hemmnissen unverzagt durchgekämpft hat, um „sich selbst zu vollenden", um so seinem Volk einen grossen Dichter zu schenken. Denn als er den Gipfel erreicht hatte, gefiel er sich nicht in eitlem Geniessen seines Ruhmes, glaubte er nicht, schon genug getan zu haben. Gerade da fand er es an der Zeit, sein Wesen zur edelsten Blüte zu entfalten: sein reines Wollen, seine ernste Tiefe, seinen Wahrheitsdrang, seinen Lebensmut,

seine zarte Innerlichkeit (die man ganz in seiner Lyrik erkennt), sein hohes sittliches Empfinden, seinen Glauben an die Menschheit. Und hell soll in diesen Tagen seine Mahnung: „An die Jünglinge" aufklingen:

Gott dem Herrn ist's ein Triumph,
Wenn ihr nicht vor ihm vergeht,
Wenn ihr, statt im Staube dumpf
Hinzuknien, herrlich steht,
Wenn ihr stolz, dem Baume gleich,
Euch nicht unter Blüten bückt,
Wenn die Last des Segens euch
Erst hinab zur Erde drückt.

Die Entwicklung des Kindes innerhalb der Schuljahre.

Eine Skizze aus der Experimental-Pädagogik.

Von **Prof. Dr. P. R. Radosavljevich,** Universität von New York.

(Fortsetzung.)

§ 8. *Versuche über das Gedächtnis.*

Die Entwicklung des Gedächtnisses bei Kindern ist sehr vielfach untersucht worden. Die älteste Untersuchung ist von dem Amerikaner Bolton („Das Wachstum des Gedächtnisses"). Vollständige Untersuchungen sind diejenigen von den französischen Psychologen Binet & Henri, und Bourdon. Mit Rücksicht auf die Gedächtnisarten ist das Gedächtnis untersucht von Netschajeff (ein Russe). Experimentelle Untersuchungen des Gedächtnisses bei Schulkindern hat auch Lobsien veröffentlicht. Bolton hat das unmittelbare Behalten geprüft—nicht das eigentliche Gedächtnis, welches im dauernden Behalten besteht. Die wichtigsten Resultate seiner Untersuchungen sind: *das Gedächtnis der Schulkinder schreitet mehr mit den Jahren als mit der Intelligenz;* man kann voraussetzen, dass ältere Kinder *eo ipso* ein besseres Gedächtnis haben als die jüngeren. Dieses Resultat verlangt eine gewisse Einschränkung. Die Ansicht, dass das beste Gedächtnis die Kinder hätten, ist vollständig falsch. Die Aufmerksamkeit ist die einzige Funktion, von der wir wissen, dass sie mit dem Gedächtnis parallel geht. Die Mädchen haben im allgemeinen ein besseres Gedächtnis als die Knaben. (Das gilt aber nur bis zum 13. oder 14. Jahre.)

Binet & Henri haben das Behalten von unzusammenhängenden Wörtern und Sätzen geprüft. Die Versuche wurden in Paris an 380 Schulkindern angestellt (8—13jährige Kinder). Es waren Massenversuche, die ganze Klasse wurde zugleich geprüft. Gleichzeitig wurden an Erwach-